Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Direkt aus dem Feuer.

Uebertriebene „Schlacht"-Berichte.

Kurz und bündig hat die Kaiserin erfahrenen Wundhaften.

Großes Hauptquartier im Juni. In einem Orte hinter der Front, der man es weiß von den gewöhnlichen Leute sagt, daß es dieses nur hinter erster gelegt, schwere Gefechte. Ich versucht zu warten, machte ich am frühen Morgen bei einem Herrn Hall, über den die Nachrichten Kriegs wüßt. Es hatte in der Nacht ein heftiges Gefecht in der Gegend von Pilkem stattgefunden, und ich wollte einige Stunden mit den Männern gekommen sein, die dort gefochten hatten und nun zu ihren Quartieren zurückkehrten.

Das Haus war, wie alle übrigen des Dorfes, durch Granaten sehr beschädigt, aber es hatte ein ganz Innenleben, die mit der bekannten Meisterschaft unserer Gastwirtstruppen in Verbandplätze mit blendend sauberen Wänden und Fußböden umgewandelt worden waren. Draußen auf dem Dache saßen ein paar Sanitätsmänner und flickten den durchlöcherten Belag mit Ziegeln, die von zerstörten Nachbarhäusern hergeholt waren. Drinnen walteten ein Marinestabsarzt und ein Marine-Assistenzarzt, die nur wenig mehr zu thun hatten. Ein großer Theil der Verwundeten war schon versorgt und weitergeschafft. Wie stets, so hätte man auch hier aus den Darstellungen der Leute den Eindruck gewinnen können, als ob es sich um eine förmliche Schlacht gehandelt habe, bei der große Kräfte thätig gewesen waren. In Wirklichkeit hatte es sich darum gehandelt, daß der Feind einen nächtlichen Vorstoß gemacht hatte, um uns ein Grabenstück zu entreißen: dabei war er nicht abgewiesen worden. Ein Gegenvorstoß von uns hatte allerdings auch keinen Erfolg gehabt. Hierbei war eine Anzahl meist leichter Verwundungen vorgekommen. Die meisten Beschädigten aber konnten selbst den Weg zum Verbandplatze zurücklegen, nachdem sie in der Front bereits vorläufig versorgt worden waren.

Dies war der Stern der Ereignisse. Die Theilnehmer überschätzten ihn durchweg, und das war ihr gutes Recht. Sie hatten ihr Leben ebenso gut auf das Spiel gesetzt, wie bei einer Entscheidungsschlacht, sie waren tapfer vorgegangen und hatten ihre Pflicht gethan. Für jeden, der verwundet worden war, war das Geplänkel zu einer bedeutungsvollen Sache geworden. Und daß der Einzelne, oft selbst die kleinere Formation, einen Kampf, in den sie verwickelt ist, nicht richtig einzuschätzen vermag, liegt im Wesen des Massenkrieges, wo frühestens die Division oder das Korps, oft erst die Armeeleitung sogar kleinere Ereignisse richtig einzuwerthen vermögen.

Selbst das, was er miterlebt und gesehen hat, verzeichnet sich dem Mitkämpfer oft schon in der frischen Erinnerung, wenn die Ermüdung nach der großen Spannung des Angriffes oder gar nach einer Verwundung eintritt. Darum machen auch die schlachtengewohnten Soldaten, die schon öfter im Feuer waren, meist sehr wenig Worte von ihren Erlebnissen. Zu Hause denkt man sich das wohl anders. Da glaubt man, daß die Mitkämpfer, wenn sie sich nach dem Gefechte wieder zusammenfinden, von gegenseitigen Erzählungen überströmen und garnicht genug zu berichten wissen. In Wirklichkeit sind sie mit ihren Mittheilungen meist so knapp, daß der wortkarge Generalstabsbericht den richtigen Ausdruck der Soldatenseele findet. Erst viel später und viel weiter weg von der Front beginnen die Schilderungen und Erzählungen. Das ist eine Beobachtung, die man immer wieder machen kann, auch bei Leuten, die sicherlich gar nicht zur Schweigsamkeit neigen.

Diese Beobachtung fand ich auch hier bei den Leuten bestätigt, die aus einem für sie zweifellos bedeutsamen Erlebnis und unter dessen unmittelbaren Eindrucke den Kameraden begegneten, die sie seit dem Beginne des Kampfes nicht mehr gesehen hatten. „Wo bist denn Du gewesen?" — „Am rechten Flügel." — „Da sollt Ihr ja ganz schön vorgekommen sein?" — „Ja, aber wir konnten es nicht halten. Da war die Uebermacht zu groß und wenn uns nicht das Maschinengewehr die Schwarzen vom Leibe gehalten hätte, wäre es uns vielleicht schlecht gegangen." — „Ist jemand bei Euch gefallen? — „Ja, der Fähnrich . . . soll unmittelbar vor dem Stacheldraht einen Kopfschuß gekriegt haben." — „Nein", mischt sich ein anderer in die Unterhaltung. „Der Fähnrich hat einen Oberschenkelschuß und der Gefreite . . . hat ihn aus dem Feuer getragen. Ich habe ihn noch gesprochen, wie er im Verwundetenautomobil nach . . . gefahren wurde." „Na, hoffentlich ist er bald wieder draußen. Wäre auch schade gewesen um das schneidige Kerlchen." — „Was hast denn Du?" „Kleine Sache. (Der Mann sah mit einem weißen Kopfturban und einem Blutstrom über den Waffenrock ziemlich schlimm aus.) „Kopfschuß? — „Nein, ich bin in ein französisches Bajonett gestolpert. Nur Fleischwunde, thut ein bißchen weh." — „Wo ist unser Feldwebel?" — „Wohlauf, hilft Verwundete abtransportiren."

Viele der Leute behaupten, der Feind habe mit Explosivgeschossen geschossen, aber von den Anwesenden hat keiner eine solche Verwundung empfangen. Wir haben wiederholt Munitionskisten der Engländer gefunden, welche die Aufschrift trugen:

Government Explosiv.

W. D.

Auch wird von den Mannschaften allgemein als die Wahrheit hingestellt, daß die Engländer sehr oft Dum-Dum-Munition und besonders Sprengpatronen verwenden. Bei den gemischten Kommandos erklärten allerdings, daß unter den Gefangenen, die sie begleitet hatten, die von den Dumdumkugeln die Explosionswirkungen und den gleichen englischen Dum-Dum-Geschossen aber nur Ausnahmefälle bezeichnen.

Bei dem Gefangenentransport hatte ich die in dieser Nacht eingebrachten Gefangenen zu sehen, doch waren sie auf einem anderen Weg weitergeschafft worden. Aber von ihnen und anderen Offizieren hörte ich wunderbare über die mörderischen Art der Infanteriefeuer, mit der man sich und in Stellungen herausholen mußten. Die Franzosen hat sich bekanntlich sehr entwickelt. Immer weiter hört man von ihnen, namentlich von den Artilleristen, sich für ihre Kameraden gute in großer Zahl ergeben müssen, wenn sie nicht Rauch hätten, von den Engländern von Hunten beschossen zu werden. Einer hatte einen Zettel bei sich, auf dem in deutscher Sprache stand, daß seine ganze Abtheilung sich ergeben wolle, wenn sie das Versprechen erhielte, daß man nicht auf sie schießen wolle. Die Schwarzen sind meist überzeugt davon, daß die Deutschen sie schlachten würden. Ein verwundeter 17jähriger Neger warf sich auf den Verbandplatz in St. Julien heulend vor dem Stabsarzt auf die Erde und flehte ihn an, ihn doch am Leben zu lassen. Die Engländer sind meistentheils, wenn sie eingebracht werden, sehr ängstlich, dann werden sie bald beste unverschämter. Bei St. Julien hat ein gefangener Engländer einem deutschen Wachtmeister ein Trinkgeld an, wenn er ihn zur Flucht verhelfen wolle! „Da soll man sich dann nicht wundern, wenn einem alten Soldaten gegenüber solch einem Kerl gelegentlich die Hand locker wird!" Großes Vergnügen machte unseren Truppen der bei der Vernehmung der Canadier immer wieder hervortretende Irrthum dieser Leute, daß sie als Besatzungstruppen in Baden in der Gegend von Heidelberg seien. Dabei befindet sich unter den canadischen Freiwilligen ein Bruchtheil ganz gebildeter Leute, Studenten, Lehrer u. s. w.; trotzdem haben viele Canadier die Yser für irgend einen Nebenfluß des Rheins oder gar für diesen selbst gehalten. Ihre Vermuthung, in Deutschland zu sein, wird dadurch gestützt, daß sie mit den Flamen vielfach nicht französisch reden können, daß diese aber deutsch verstehen und nach der Meinung der Canadier auch deutsch sprechen, wie sie auch die flamischen Straßennamen und Ladenschilde schlechthin für deutsch halten. Ich habe früher einmal mitgetheilt, daß die in der Gegend von Perthes in der Champagne gefangenen französischen Kolonialsoldaten glaubten, im Schwarzwalde zu sein. Die deutschen Grenzlande scheinen für diese Bewohner anderer Welttheile ahnungsvoll nach Westen zu rücken!

Ziemlich überraschend war für mich die gleichmäßige, zuversichtliche Ruhe, mit welcher alle unsere Leute aus einem Kampfe herauskamen, von dem sie sich von ihrem Standpunkte eigentlich sagen mußten, daß ihre Anstrengungen nicht den gewünschten Erfolg gehabt hatten. Ich war überzeugt, daß sie auch, wenn der Zusammenstoß mit einem Mißerfolge statt unentschieden geendet hätte, nicht niedergeschlagen gewesen wären. Jeder hatte sein Bestes gethan, aber davon sprachen sie nicht. Das Heldenthum des einzelnen tritt ja in diesem Kriege, wo jeder ein Held sein muß, mehr zurück als in einem früheren. Freilich, von Thaten wie der des Leutnants Schn., der beim Beginne des Angriffes unmittelbar an der feindlichen Schützengräben entlang lief und sie mit Handgranaten bombardirte, der aus einem Kreuzfeuer auf nächste Nähe heraus glücklich zurück kam und gleich von drei Regimentskommandeuren auf einmal zum Eisernen Kreuz erster Klasse eingegeben worden war, davon reden sie alle mit Stolz. Aber im Allgemeinen wird mehr von den Leistungen der Regimenter als von denen einzelner gesprochen. „Die sondsoviele Infanterie haben sich bei diesem Sturme kolossal schneidig ausgezeichnet." — „Bei der Vertheidigung des Dorfes . . . hat das . . . Matrosen-Regiment der sechsfachen englischen Uebermacht etwas aufgezeigt!" — Beim Angriffe sagte uns unser Oberleutnant: „Leute, es wird schwer werden. Ihr habt Euch auf Höhe 24 Eure Lorbeern errungen, die wollt Ihr nicht wieder verlieren." „Nu ner, wir wollen uns schon nicht blamiren," haben wir gesagt. Dann hieß es: „Sprung auf, marsch, marsch! Und „dann haben wir den Kram geschafft!"

So schlicht reden die Kämpfer, wenn sie aus dem Feuer kommen und ihre Verwundeten mitbringen. Im ganzen reden sie recht wenig.

Ich fuhr in einem Wagen, der voll mit frisch verbundenen Verwundeten besetzt war, zurück. Darin war es ziemlich still. Die Leute waren müde und auch traurig, daß sie zur Ruhe verurtheilt waren und die Kameraden vorn allein lassen mußten. Nur ein Dresdner Seewehrmann machte den anderen Laune. „Ich hab' mein Theil weg," sagte er und zog ein französisches Kupfergeschoß aus dem Geldbeutel, das ihm quer vor beiden Schulterblättern als Streifschuß durch den Rücken gegangen war. Im blutigen Mantel sah man Ein- und Ausschuß.

„Das ist mein Kriegsandenken. Na, auf einen Kerl wie ich, kommt es in so einem großen Geschäft gar nicht an. Mich wird meine Alte schon schnell wieder gesund pflegen." Der Wagen hielt in einem Dorfe vor dem Stabshause des Regiments. „Halt, hier steig' ich aus!" sagte der Dresdner. „Hier giebt's Heimathurlaub und Geld. Den Herren Zahlmeister darf man nicht warten lassen." Zwei halfen ihm aussteigen. Als der Wagen wieder anzog, rief er den anderen noch einen Scherz und ein Auf Wiedersehen zu und ein Lächeln ging über die blassen Gesichter der Verwundeten.

W. Scheuermann,
Kriegsberichterstatter.

Der letzte Kampf vor Lemberg.

Die Schlacht um Grodek.

Verzweifelter Versuch, den Narwaerlich der Gnotschwa aufzuhalten.

Berlin, 27. Juni. Aus dem Großen Hauptquartier wird über die Schlacht von Grodek und die Verfolgung berichtet. In der Nacht vom 15. zum 16. Juni trat der Feind vor der Front der vereinigten Armeen des Südflügels in östlicher und nordöstlicher Richtung an. Er ging trotz zweifelhaft in seine Stellung an und Vorgänge und in die sogenannte Grodekstellung zurück. Die Westfront ist ein kleines Flüßchen, das in dem bergigen Gelände von Magierow entspringt und in südlichem Laufe dem Dniester zufließt. Es unbedeutend das Flüßchen an sich ist, so bildet es doch durch die Breite seines Tales und durch die davon abgewonnen gute geeigneten Gen einen zur Vertheidigung besonders geeigneten Abschnitt. Was an natürlicher Stärke der Stellung noch fehlte, ist durch Kunst ersetzt worden. Diese entwickelten die Russen aber vor allem in der bei Zamosz nordwärts an der Wereszyca anschließenden Grodekstellung, die sich in einer Länge von über 70 Kilometer in nordwestlicher Richtung bis in die Gegend von Narol Miasto erstreckt. Tausende von Armierungsarbeitern hatten hier monatelang gearbeitet, um eine Stellung zu schaffen, die den russischen Ingenieuren alle Ehre macht. Hier fanden die umfangreichsten Ausbauungen statt. Dutzende von Infanteriewerken, Hunderte von Kilometern Schützen-, Deckungs- und Verbindungsgräben waren ausgehoben, das waldige Bergland völlig umgestaltet, und schließlich zogen sich mächtige Drahtnetze vor der gesammten Wereszyca- und Grodekstellung hin. In ihrer Gesammtlage bildete diese Stellung das letzte große Bollwerk, durch welches die Russen den siegreichen Gegner aufhalten und sein Vordringen auf Lemberg zum Stehen bringen wollten.

Das russische Heer erwies sich außerstande, diesen Absichten seiner Führer zu entsprechen. Einem Garde-Kavallerie-Regiment mit beigegebenen Geschützen und Maschinengewehren gelang es am 16. Juni auf der Straße Jaworow-Niemirow eine im nördlichen Abmarsche in die Grodekstellung begriffene russische Infanteriebrigade überraschend anzufallen und sie in die Wälder zu zersprengen. Am Abend war die Stadt Niemirow erstürmt. Am 18. Juni waren die Armeen des Generalobersten von Mackensen vor den feindlichen Stellungen aufmarschirt; Tags darauf setzten sie schon zum Sturm an. Am frühen Morgen wurde gegen die Grodekstellung und am Abend gegen die Wereszyca-Linie zum entscheidenden Angriff vorgegangen. Sehr bald waren die feindlichen Stellungen auf den Höhen beiderseits des Sosnina-Waldes genommen. Vier feindliche Geschütze wurden erbeutet, und die russische Position auf dem Horoszyckoberg, der zu einer wahren Festung ausgebaut war, wurden gestürmt. Den Hauptangriff führten preußische Garde-Regimenter. Vor ihnen lag westlich Magierow die vom Feinde besetzte Höhe 350. Schon von weitem erscheint sie, die das Vorgelände um 50 Meter überhöht, als der Schlußpunkt der ganzen Stellung. Zwei Reihen übereinander angelegte Schützengräben mit starken Eindeckungen, Drahthindernissen und Astverhauen vor der Front, bildeten die Befestigungsanlagen. Bei Tagesanbruch begann der Artilleriekampf. Er führte schon um 6 Uhr Morgens zur völligen Ausschaltung der russischen Artillerie, die sich, wie immer in den letzten Tagen, zurückhielt und sich nur vorsichtig und unter sparsamem Munitionsverbrauch am Kampfe betheiligte. Um 7 Uhr Morgens konnte die feindliche Stellung für sturmreif gehalten und der Sturm befohlen werden. Die Besatzung der Höhe nahm zwar noch das Feuer gegen die Stürmenden auf, ohne ihnen jedoch nennenswerthe Verluste beizufügen. Die deutsche schwere Artillerie hatte ihre Schuldigkeit gethan. Der Feind war so demoralisirt, daß er zwar anfänglich noch schoß, es dann aber vor dem Eindruche vorzog, das Weite zu suchen.

Ueber 700 Gefangene und etwa ein Dutzend Maschinengewehre fielen den Angreifern in die Hände. In den genommenen Gräben lagen allein 200 todte Russen. Inzwischen richtete sich der Angriff auf gegen die Nachbarabschnitte. Bald sahen sich die Russen gezwungen, auch ihre sehr starke nördlich der Straße nach Magierow mit der Front nach Süden verlaufende Stellung kampflos zu räumen. Da es gelang, mit dem fliehenden Gegner auch in Magierow einzudringen und nördlich der Stadt nach Osten vorzustoßen, so wurde auch die Stellung bei Bialo—Piaskowa unhaltbar. Die Russen flutheten zurück und versuchten erst bei Lawerykow, wieder festen Fuß zu fassen. Am späten Abend nahm ein Garde-Regiment noch den Bahnhof von Dobrocin ein, auf welchem die Russen noch kurze Zeit zuvor Truppen verladen hatten, und gewann damit die Straße Lemberg—Rawa-Ruska. Die Nachbarkorps standen am Abend etwa auf gleicher Höhe mit den Garde-Regimentern.

Shakespeare im Kriegsjahr.

Den großen Briten läßt man den Hof nicht fühlen.

In keinem Lande der Welt, nicht in seinem englischen Vaterlande, noch in dem sprachverwandten Amerika, erfreut sich Shakespeare, der genialste Sohn des Jahrhunderts, einer annähernd großen Verehrung wie in Deutschland. Die Deutschen waren die ersten, die seine Werke mit Liebe und Verständnis in eine andere Sprache übertrugen, sie sind heute noch das einzige Volk, das eine würdige Uebersetzung seiner Dichtungen besitzt. Die Deutschen — das darf man ohne Ueberhebung sagen — sind überhaupt die Einzigen, die Shakespeare's Werke pflegen und sie als kostbares Gut hüten, weil sie für seine Schöpfungen das richtige Verständnis haben. Trotzdem Shakespeare auf englischem Boden geboren ist, dürfen die Deutschen mit vollem Rechte sagen: Das ist Fleisch von meinem Fleisch, das ist Geist von meinem Geist! Den Franzosen, den Italienern, den Spaniern ist Shakespeare ein Fremder und sie haben sich niemals ernsthaft bemüht, ihm innerlich näher zu treten; sie haben niemals versucht, das Wesen seiner Kunst zu erforschen und zu begreifen; sie haben infolgedessen bis auf den heutigen Tag noch keine halbwegs gute Uebersetzung seiner Dramen. Die Lebenswahrheit und Gedankentiefe seiner Werke steht ihrem theatralischen, oberflächlichen Wesen fern.

Den Deutschen ist Shakespeare die unversiegbare Bildungsquelle; ihnen ist Shakespeare ein Kultus und das in viel höherem Maße als dem Engländer und dem Amerikaner. Das können wir mit trockenen Zahlen beweisen. In dem demnächst erscheinenden Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft ist die Statistik über die Aufführung Shakespeare'scher Werke im Jahre 1914 auf den deutschen Bühnen enthalten. Im Jahre 1914, dem Kriegsjahre, dem Jahre, in dem Lissauer's Haßgesang zum deutschen Gebet wurde: „Wir haben alle nur einen Feind: England". Und in diesem Jahre des Hasses gegen England wurden die Werke des größten Engländers von den Deutschen genau so gepflegt wie früher. Wir entnehmen jener Statistik, daß von 155 Theatergesellschaften 25 Werke des Dichters in 983 Aufführungen dargestellt worden sind. Am meisten aufgeführt wurde das Lustspiel „Was ihr wollt" (129 Mal durch 33 Gesellschaften). Dann folgen der „Kaufmann von Venedig" (127), „Hamlet" (116), „König Richard III." (76), „Othello" (69), „Ein Sommernachtstraum (62), „Romeo und Julia", „Der Widerspenstigen Zähmung", „König Lear" (59) u. s. w. Nur je eine Aufführung erlebten „Coriolanus" und „Liebes Leid und Lust". Im Januar wurden Shakespeare'sche Werke auf 71 Bühnen 107 Mal aufgeführt; im März steigerte sich die Zahl der Aufführungen auf 182 auf 70 Bühnen; sie fiel im Juli auf 21, im August und September auf je 3 Aufführungen, hob sich aber wieder im Oktober und erreichte im Dezember die Zahl 43 auf 26 Bühnen. An der Spitze stehen die Theater folgender Städte: Berlin mit 264 Aufführungen, Hamburg und München mit je 43, Wien mit 38, Prag mit 30, Leipzig mit 27, Köln mit 23, Dresden mit 17, Stuttgart mit 16, Karlsruhe mit 12 und Frankfurt mit 11 Aufführungen.

Welche Zahlen können die anderen außerenglischen Nationen diesen an die Seite stellen? Mit welchen Zahlen können Amerika und England aufwarten. Weder in der Zahl der aufgeführten Werke, noch in den Zahlen der Aufführungen kann England und Amerika zusammen den deutschen Rekord erreichen. In Deutschland zählt Shakespeare zum eisernen Bestand der Theater, er ist ein unentbehrliches Bildungsmittel; in Amerika und England kommt er nur zu Wort, wenn ein Star seiner als Mittel zum Erfolg bedarf, oder wenn ein Direktor durch eine besonders reiche Ausstattung mit Shakespeare ein Geschäft zu machen hofft. Und darum nennt ihn der Deutsche mit Recht seinen Shakespeare.

„Moments musicals."

Die Verdeutscher gehen in ihrem Eifer, mit dem sie ja schon manches Gute geschaffen haben, jetzt oft über die Grenze des Möglichen. Da hat ein gewisser Schubert vor gar langer Zeit „Moments musicals" komponirt — Verzeihung: zusammengesetzt, ohne sich dabei träumen zu lassen, daß er damit unserer Fremdwortmordenden Zeit gewaltig auf die Hühneraugen getreten hat. Doch rasch ist dieser Schaden gebessert worden und beruhigt lesen wir auf einem „Konzert-Programm" eines „Konzert-Orchesters" (das alles sind natürlich keine Fremdwörter!) statt der wälschen Benennung: „Einen Augenblick Musik" von Schubert!

Italienische Preßpiraten.

Die Korruption.

Die Herrschaft der Straße und die Schuld der Presse.

Von der Herrschaft der Straße ist viel gesprochen und geschrieben worden, man meint die Macht auf die Urbanen der Gebildeten, die hungrigen Gesetze Italiens kam. Die Gesetze regierte und lenkte, als Herr Salandra sich zu einer Kriegserklärung entschloß, nachdem er die Elemente der Gasse in den Dienst seiner Politik gestellt hatte. Nun der italienischen Gasse aber bildete die Presse nur einen Theil, und zwar den Hauptteil. Sie ist es, die die Gasse bewegt und belebt. Sie ist allein in erster Linie für das Treiben der Straße verantwortlich zu machen. Sie trägt die Hauptschuld an der Volkswirthschaft und ist wie kaum in einem zweiten Lande zur Ueberbrücke dieses Krieges Italiens mit seinen Bundesgenossen geworden. Wer die italienische Presse und ihre dunklen Ehrenmänner kennt, der hat auch den Schlüssel zu dem in der Geschichte aller zivilisirten Völker ganz ohne Vorgang stehenden Ereignisses des schändlichsten Verrathes an den Bundesgenossen. Der Italiener, der es dazu hat, gründet eine Zeitung ganz ohne Rücksicht auf ein etwa vorhandenes Bedürfnis, lediglich zu dem Zwecke, mittels seiner politischen Weisheit Eindruck oder Geschäfte zu machen oder seinem Gegner eins auszuwischen. Wenn in Deutschland jemand, der sich in der breiten Oeffentlichkeit nicht zu Wort melden kann, seine Vertheidigung oder seine Anklagen in einer Broschüre niederlegt, die er auf eigene Kosten vertreiben läßt, so bildet das ein Privatunternehmen, das die große Masse gleichgültig läßt. In Italien wird statt der Broschüre gleich eine ganze Zeitung dem verächtlichen Publikum angeboten. Daß sie nicht lebensfähig sein kann, versteht sich am Ende von selber. Aber wie viele Zeitungen sind in Italien überhaupt lebensfähig? Oder stellen wir die Frage anders: wie wenige Blätter giebt es, die sich nicht aus trüben Quellen ernähren lassen? Wie viele sind überhaupt rentabel in dem Sinne, daß sie auf die besagten Quellen verzichten könnten?

Die letztere Frage ist schnell beantwortet. Nur der „Corriere della Sera" in Mailand, die „Stampa" in Turin und der „Mattino" in Neapel sind Blätter, die keine Zuschüsse nöthig hätten, die aus den eigenen Erträgen wirthschaften könnten. Damit ist keineswegs gesagt, daß solche Zuwendungen immer und überall mit dem beleidigten Stolz der Unnahbarkeit abgelehnt werden. Von dem „Corriere della Sera", der nicht verwechselt sein will mit dem ernsteren „Sera" und dem klerikalen „Corriere d'Italia", pfeifen es die Spatzen von allen Dächern, daß er am 1. August v. J. seinen Wandlungsprozeß von einem bisher dreibundfreundlichen in ein ausgesprochen dreibundfeindliches Organ nicht vollzogen hat, ohne in französisch-englischem Golde zu schwimmen. An solchen „Transaktionen" nimmt der Italiener nicht den geringsten Anstoß. Am allerwenigsten der Redakteur. Er weiß, er hat öffentliche Meinung zu verkaufen. Die Politiker und Staatsmänner, die ihre Ideen in seinem Blatte vertreten sehen wollen, brauchen sich nicht durch Zuwendungen von bezahlten Anzeigen beliebt zu machen, sondern schlagen ein verkürztes Verfahren ein und bezahlen mit einer bestimmten Summe gleich den Raum auf den übrigen Seiten. Der Redakteur schreibt nicht für das Volk, sondern für denjenigen, der ihm die Taschen füllt. Und wenn das Volk sein Blatt nicht mehr lesen will, muß es sich eben an ein anderes halten, das genau nach derselben Schablone verfährt. In den Wahlkämpfen kommt es Hunderte von Malen vor, daß ein urkonservatives Blatt über Nacht sozialistisch oder republikanisch wird, ohne daß auch nur der geringste Wechsel in dem Bestande der Redaktion einzutreten braucht. Auch das Publikum murrt darob nicht. Man darf auch nicht vergessen, daß die Mehrheit der Bewohner überhaupt nicht imstande ist, eine Zeitung zu lesen. Man spricht von nur 50 Proz. Analphabeten. In Wahrheit ist von der anderen „gebildeten" Hälfte 20 Prozent gerade so weit, den eigenen Namen mit einiger Mühe schreiben zu können. So ist auch die Wurschtigkeit zu erklären, die der Italiener, ob hoch oder niedrig, ob gebildet oder ein Idiot, den Wandlungen der Organe der öffentlichen Meinung entgegenzubringen pflegt. Auch dem „Corriere della Sera" hat es kein Mensch weiter verübelt, daß er die Gelegenheit beim Schopfe faßte, aus dem großen Weltereignis Kapital zu schlagen. Dazu kommt, daß dieses Blatt, wie kaum eine zweite italienische Zeitung, in der allgemeinen Gunst des Publikums festsitzt, weil es zweifellos die bestgeleitete ist, weil es einen Nachrichtendienst besitzt, wie große deutsche, französische und englische Zeitungen; es ist kein Geheimnis, daß der „Corriere della Sera" seit acht Jahren mit dem „Matin" und dem „Daily Telegraph" in einem Nachrichtenaustausch dergestalt steht, daß in mitternächtiger Stunde die Pariser und Londoner Meldungen nach Mailand und von dort die italienischen Nachrichten nach Paris und London telephonirt werden. In der inneren Politik — der „Corriere" stellt ein heimliches Gemisch von konservativ-liberalen Ideen dar — wegen ihn viele nicht folgen. Aber eben gilt es in allen Dingen der außerordentlichen Politik von Giolitti und den Politikern aus den Gebieten als das vielle Gemeinthum. Wer die gewissen Lüge, Heuchelei, Verrat und Feigheit der Gesetze über die Gemeinheit schreibt.

Ein Artikel „Stampa" hat Herrn Giolitti sehr an der einer Zeit nicht unverzüglich gehört. Nichtsdestoweniger gab er den ungebrauchlichen und erfolgreichen Mitteilungen des deutsch-italienischen Verfassungsstatut auch dann gern Raum, wenn sie den Wunsch nach Aufrechterhaltung der Neutralität Italiens in gewaltigen Artikeln Herr Tittoni, Graf Sforza, und ähnlich römischen Mitarbeiter, der bekannten Deputirten Giovanni, unterstützte, in den Lesern überlassen, ob sie sich für oder gegen die Neutralität erklären wollten. Vom Kriegsbeginn aber, vom 1. August, stand die „Stampa" in der Sucht, Deutschland und besonders das deutsche Offizierskorps in der Achtung herabzusetzen, hinter dem „Corriere della Sera" nicht zurück, kein Wunder also, wenn die gehaßten neutralitätischen Bestrebungen, die von den Augenen gar nicht ernst genommen wurden, bei den Lesern kein Echo fanden. Die „Stampa" liebt aus Gründen des Wettbewerbs mit anderen lokalen Blättern die sensationelle Aufmachung. Auch sie steht mit Pariser und Londoner Blättern im Nachrichtenaustausch und damit auch in einer gewissen mittelbaren Abhängigkeit von den Einflüssen des Dreiverbandes. Der Leiter des Neapeler „Mattino", Herr Scarfoglio, hat mit einem Theil seiner Söhne — er ist der geschiedene Gatte der bekannten Dichterin Mathilde Serao, die ihm ein Konkurrenzorgan in dem „Giorno" (Tag) entgegenstellte, — bis in die letzten Tage des Monats Mai mit anerkennenswerther Mannhaftigkeit für ein weiteres Zusammengehen mit Deutschland gestritten und die Vertretung seines Standpunktes auch mit seinem Blute auf der Straße bezahlt. Jetzt aber ist er ebenfalls zu den erklärten Feinden Deutschlands abgeschwenkt. Sein Blatt hat in Süditalien eine Riesenverbreitung und ungeheuren politischen Einfluß. Er selber gehört zu den Reichsten Italiens, vielleicht auch Europas, und wäre, wie kaum ein anderer Zeitungsbesitzer, in der Lage, sein Blatt auch wirklich unabhängig nach jeder Seite hin zu halten. Aber mit der Charakterstärke erwirbt man auch in Italien nicht Millionen, wenn man weiter nichts als Zeitungsmann ist.

Von den Panama der römischen Presse ist nicht viel Neues zu sagen. Die schwindsüchtige „Tribuna", die durch die monnigsachsten und schmierigsten Hände gegangen war, nimmt die nothwendigsten Jahreszuschüsse immer von dem Meistbietenden. Und den sah sie gleich nach der italienischen Neutralitätserklärung in dem Dreiverband. Es läßt sich kaum mit Worten wiedergeben, wie dieses Schandblatt namentlich im August in wahren Delirium-Anfällen die Siege der Feinde Deutschlands feierte, Oesterreich begeiferte und die Intervention Italiens schon zu jener Zeit mit hysterischen Gesten forderte. Die „Tribuna" leidet an der Auszehrung nur deshalb, weil sie in Rom noch immer böse Schweigegelder an Individuen zu zahlen hat, die Mitwisser ihres früheren wiederholten schweren Falles waren. So ist es stadtbekannt, daß der Leiter der „Italie", der ehedem — lang ist es her — in der Redaktion der „Tribuna" saß, auch heute noch jährlich über 10,000 Franken aus deren Kassen liquidiren kann, ohne zur „Tribuna" in einem anderen als einem erpresserischen Verhältnis zu stehen. Auch das von Herrn Sonnino gegründete „Giornale d'Italia", dem Herr Salandra Verwaltungschef ist, steht seit Jahren in einem selbst für italienische Verhältnisse schlechten Ruf. Ganz von französischem Gelde lebt gleich dem Mailänder „Secolo" — es handelt sich neuerdings um ein und denselben Verlag — der in Rom stark verbreitete „Messagero". Beide sind in ihrer Feindschaft gegen alles Deutsche noch am konsequentesten und, wenn man so will, auch am ehrlichsten. Sie verheimlichen wenigstens nicht die Herkunft der Schmiergelder.

Was sonst noch an Zeitungen erscheint — der vatikanische „Osservatore Romano" kann wegen seines besonderen Charakters zu dieser Kategorie nicht gerechnet werden — ist zweite Garnitur und für die öffentliche Meinung nicht ausschlaggebend. Ein Wort noch von der „Agenzia Stefani", dem halbamtlichen Telegraphenbureau. Es ist längst erwiesen, daß sie seit Crispis Zeiten in materieller Abhängigkeit von der „Agence Havas" steht. Crispi wollte ihr den Garaus machen, wurde aber durch seinen Sturz daran verhindert. Kennzeichnend für die Mittel, die der braven Stefani zur Verfügung gestellt werden, ist die Thatsache, daß ihr noch keine drei Prozent sämmtlicher italienischer Zeitungen die Ausgaben für die Depeschenvermittlung zurückerstatten können oder zurückerstatten brauchen. Paris bezahlt alles.

Zwei-Uhr-Geschäftsschluß statt Sommer-Urlaub.

Das „Berl. Tagebl." schreibt: Von dem sonst ertheilten Urlaub werden in diesem Jahre viele Geschäfte wegen der Knappheit an männlichem Personal absehen müssen. Um aber den Angestellten einen gewissen Ersatz für den Sommerurlaub zu geben, hat man in bestimmten Konfektionsengrosgeschäften in Berlin — vorläufig bis Ende Juli — den Zwei-Uhr-Nachmittagsschluß eingeführt. Auf diese Weise haben die Angestellten Gelegenheit, den halben freien Tag in der waldreichen Umgebung Berlins auszunutzen.

Polen und Tschechen in Frankreich.

Schlechte Behandlung.

Als Freiwillige im Heer wie Fremdenlegionäre gehalten.

Unsichtbar [illegible] in Frankreich anwesende Polen und Tschechen liegen sich bei Kriegsausbruch, verleitet von der Lügen- und grossen Phrasen der französischen Presse über die Ursache und Bedeutung des Krieges, in das französische Heer einreihen. Man nahm sie natürlich gern und hielt ihnen übrigens Himmel und Erde der französischen Anerkennung und Dankbarkeit für ihren hochherzigen Waffenbeistand versprochen. Als es mit diesen Versprechungen gewarten ist, das hat diesen Polen und Tschechen, von denen die meisten noch als österreichische oder deutsche Staatsangehörige gebaren waren, das Gefühl Bürgerrechts gegeben, das sie kurzer Hand als verdächtige Elemente zu Soldaten zweiter Klasse machte und besonderer Stellung und Behandlung unterwarf. Schon bei der Berathung der Vorlage Berenger verlas Clemenceau einen Brief, womit einer dieser Polen hinsichtlich sich an ihn wandte, indem er über die ihm und seinen polnischtschechischen Kameraden zutheil werdende Behandlung schrieb:

„Ich will Ihnen nicht die tausenderlei Demütigungen nennen, die wir gleich von Anfang unseres Dienstantrittes an erduldeten, einzig, weil wir mit der Fremdenlegion auf gleichen Fuß gestellt sind. Ich erlebe sie, so gut es ging. Wir waren noch nicht im Feuer gewesen und die Bewachung der Schützengräben während des Winters und unbedeutende Verluste haben uns noch nicht das Recht, uns mit den Soldaten auf gleichen Fuß zu stellen, welche die Schlachten an der Marne, in den Vogesen usw. geschlagen hatten. Heute ist das aber anders. Die polnische Kompagnie des ersten Fremdenregiments ging beim Angriff auf Neuville voran. Von 240 sind wir nur 37 geblieben. Die meisten meiner Kameraden suchten, als sie sich freiwillig meldeten, weder die Naturalisation, noch ihr Eigenthum vor der Sequestration zu bewahren. Wir waren fast alle Studenten der Pariser Hochschulen und sahen, als wir unsere Dienste und unser Leben dem Frankreich in Gefahr anboten, nicht das Mißtrauen der öffentlichen Meinung voraus, die sich hartnäckig weigert, an die Uneigennützigkeit unserer Stellungnahme zu glauben. Diejenigen von uns, die wegen ihrer sozialen Stellung nicht in den Verdacht kommen können, ihrer Versorgung halber Dienst genommen zu haben, werden als die Schlauberger angesehen, die dafür andere Vortheile erzielen wollten. Daß wir uns nur verpflichteten, einen Erbfeind bekämpfen zu helfen, das glaubte uns das Mißtrauen der öffentlichen Meinung nicht."

So dieser Pole, dessen Brief Clemenceau, wie gesagt, im Senat verlas. Daß er nicht zu wenig gesagt hat, bestätigt heute die „Guerre Sociale", indem sie über die Behandlung dieser kriegsfreiwilligen Polen und Tschechen folgende Fragen stellt:

„Wie kommt es, daß man im Monat März und April die als deutsche oder österreichische Staatsangehörigen geborenen Polen und Tschechen plötzlich zurückbeordert hat, nachdem sie bereits ein halbes Jahr unter den Fahnen waren und viele Wochen an der Front an der Somme, in den Argonnen, in Lothringen zugebracht hatten? Wie kommt es, daß man diese muthigen Soldaten entwaffnet hat, um sie dem Lager des ersten Fremdenregiments in Lyon zu überweisen und daß man sie unterwegs wie wahre Gefangene behandelt hat, indem man der bürgerlichen Bevölkerung an den Bahnhöfen verbot, Eßwaaren und Getränke an sie zu vertheilen mit den Worten: „Gebt ihnen nichts, das sind Boches." Wie kommt es, daß man in Lyon doch wieder auf den Gedanken kam, sie an die Front zurückzuschicken und ihnen nicht mehr das Recht zu bestreiten, Frankreich Dienste zu leisten? Wie kommt es, daß man trotzdem diesen Ausländern die „thätigsten" Offiziere der Fremdenlegion als Vorgesetzte gab, von denen einer erklärte: „